Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 3 (1947)
Heft: 1

Rubrik: Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den, wenn sie auf mehrere Hefte verteilt und zerrissen werden müssen, wir möchten sie aber doch nicht ganz unterdrücken, weil sie eine schöne Überlieferung fortsetzen, denn früher hat regelmäßig unsere jährliche Rundschau solche gebracht. – Wir schreiten in den neuen Jahrgang hinein im Sinne Gottfried Bohnenblusts, der 1937 an einer öffentlichen Kundgebung für die geistige Unabhängigkeit unseres Landes gesagt hat: „Im geistigen Felde sind wir die Brückenwarte des Festlandes ... Was die Stunde von uns verlangt, ist nicht, durch künstliche Sprachen und destillierte Dialekte dafür zu sorgen, daß man uns weder innerhalb noch außerhalb der Grenzen mehr versteht. Es schadet im Gegenteil gar nichts, wenn auch außerhalb des Reiches noch allgemein verständliches Deutsch gesprochen und geschrieben wird. Was wir zu sagen haben, sollen wir vielmehr klar, verständnisvoll und aufrecht aussprechen."

Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Vor Jahren soll einmal ein Berliner Blatt geschrieben haben, die schweizerischen Zeitungen seien im allgemeinen besser geschrieben als die reichsdeutschen. Angenommen, dem sei so, mag es zunächst überraschen, da uns die Schriftsprache ja nicht so geläufig ist wie die Mundart und wie den Reichsdeutschen, und doch erscheint es als möglich; denn gerade weil sie uns ferner liegt als die Mundart, geben wir uns mehr Mühe, sobald wir zur Feder greifen, während der Reichsdeutsche, dem die Schriftsprache alltägliche Umgangssprache ist, eben auch „mit ihr umgeht", wie man mit alltäglichen Dingen umzugehen pflegt.

Wie dem nun auch sei, es enthebt uns nicht der Pflicht zur schriftsprachlichen Sorgfalt. Gewisse Sonderrechte dürfen wir beanspruchen, auch im Gemeindeutschen, aber es gibt auch unberechtigte Eigentümlichkeiten. Um den Stand der sprachlichen Bildung eines Landes oder Landesteils festzustellen, tut man am besten, seine Zeitungen daraufhin anzusehen; denn diese sind einesteils selber Zeugnisse der sprachlichen Bildung eines Volkes oder Volksteils, anderenteils wirken sie selber wieder am stärksten auf die sprachliche Bildung ihrer Leserschaft, sogar auf die mundartliche; denn wer zum Beispiel erzählt, jemand habe etwas „under Bewiis gstellt", der hat diese dumme Redensart wahrscheinlich aus der Zeitung gelernt.

Natürlich darf man sein Urteil nicht gründen auf vereinzelte Unfälle, wie sie - verdienstlicherweise - der „Beobachter" unter „Schäm di!" und der „Nebelspalter" unter „Gazettenhumor" aus oft entlegenen „Käsblättern" und andern abgelegenen Sprachdenkmälern gesammelt bringen. Bezeichnend ist erst der Stand der Mittelpresse und der Hauptblätter, und wenn sogar an diesem grünen Holze gewisse Dinge vorkommen, was ist dann zu erwarten vom „Alphorn vom Irchel" oder vom „Reppischtaler"? Wir wollen einmal ein solches Hauptblatt etwa drei Wochen lang sprachlich beobachten und in zeitlicher Folge anführen, was uns an den einzelnen Tagen unangenehm auffällt und was weder Verfasser noch Schriftleiter noch Setzer noch Korrektor beachtet haben:

27.10.46: Aus England wird berichtet, während des Krieges seien die meisten Studenten eingezogen worden, nur „die undergraduates der Medizin und Wissenschaft" hätten ihre Studien abschließen dürfen. „Medizin und Wissenschaft?" Gehört denn die Medizin nicht auch zur Wissenschaft? Man kann doch den Teil und das Ganze nicht einfach mit „und" verbinden; man könnte höchstens sagen „der Medizin und der übrigen Wissenschaft". Aber was studieren denn die Studenten anderes als Wissenschaft? Offenbar ungeschickt übersetzt! „Science" bezeichnet im Englischen nicht nur die Wissenschaft im allgemeinen, sondern im besondern auch die Naturwissenschaft und ganz insbesondere die Physik. Jetzt verstehen wir, warum man diese Leute studieren ließ, während man natürlich Historiker, Philologen, Philosophen u. dgl. an die Front gehen lassen konnte. Merkwürdig, daß keinem der Zeitungsleute aufgefallen ist, daß da etwas nicht stimmen konnte. - Vier Zeilen darunter ist die Rede von „annexierten" Räumlichkeiten. Nun gibt es zwar „Annexionen" (von lat. annexio), das Zeitwort aber heißt „annektieren" (von lat. annectere), und es war bisher in gutem „Deutsch" durchaus nicht üblich, sich da ein x für ein ct vormachen zu lassen. (Aus ähnlichen Gründen heißt das Zeitwort zu „Revision" [von lat. revisio] nicht „revisieren", wie man gelegentlich hört oder sieht, sondern „revidieren" [von lat. revidere]. Es hat auch schon einer „revisiert" geschrieben, der „refüsiert" meinte.)

29. 10. 46. „Keine Veränderung des Status' des Sudans." Bei Eigennamen auf =s ist es ja vorteilhaft und deshalb auch vorgeschrieben, die Wesfallform mit einem Wegwerfungszeichen zu versehen; denn

z. B. bei den „Reden Goebbels" könnte man meinen, der Mann habe Goebbel geheißen. Bei Gattungsnamen ist das aber nicht nötig und auch gar nicht üblich, weil ja der Wesfall aus dem Geschlechtswort zu erkennen ist: des Status. Oder wollen wir künftig vom Überhandnehmen des Materialismus' und der Abnahme des Idealismus' schreiben? – Merkwürdig ist auf der andern Seite desselben Blattes der Satz: „Die Juristen sind sich nicht darüber einig, ob diese Verfassung (Brasiliens) jemals in Kraft getreten ist und ob sie nur de facto, nicht aber de iure bestanden habe." Warum zuerst die Wirklichkeitsform „ist" steht und nachher, abhängig von der Uneinigkeit der Juristen, die Möglichkeitsform „habe", ist nicht einzusehen; die Juristen sind über beide Fälle uneinig. Die Stelle verrät ein unsicheres Sprachgefühl. Besser als „ist" wäre „sei"; dadurch würde ja gerade die Uneinigkeit ausgedrückt. Eine ähnliche Unsicherheit beobachten wir an demselben Tage, wenn Stalin gefragt wurde, ob die Potsdamer Beschlüsse richtig „angewendet" worden seien, und fünf Zeilen weiter unten antwortete, sie seien nicht immer richtig „angewandt" worden. Der Bericht über das Gespräch ist aus dem Englischen übersetzt, aber wieder nicht gut übersetzt; denn wenn sich auch neben der ältern Form „gewandt" schon längst die neuere „gewendet" eingebürgert hat und heute beide als richtig gelten, hat es doch keinen Sinn, das einemal so und gleich darauf anders zu sagen. (Nur als Eigenschaftswörter heißen die ursprünglichen Mittelwörter immer „gewandt" und „verwandt".) Nach Sorgfalt sieht das nicht aus, eher nach „Neutralität"; man weiß dann: eins von beiden ist sicher richtig (aber auch: und das andere falsch!)

30. 10. 46. Aus Neuyork drahtet der Berichterstatter, die amerikanische Presse habe bisher noch mit keinen „scoops" aufgewartet. Wieviele auf hundert Leser haben das wohl verstanden? Ein scoop ist eine Schaufel, eine Schöpfkelle; im Zeitungswesen versteht man darunter das Erhaschen und rasche Veröffentlichen von Neuigkeiten. Es gibt im Deutschen offenbar keinen so knappen und anschaulichen Fachausdruck dafür, aber was haben die Leser vom englischen, wenn sie ihn nicht verstehen? Wenn der Berichterstatter den paar Kennern und den vielen Nichtkennern hätte dienen wollen, hätte er den Ausdruck in Klammer erklärt. – Am selben Tage meldet ein Einsender, einem eben zurückgetretenen Nationalrat habe die Segelfliegerei – wo gelegen? „Am Herz!"

Mediziner und Naturwissenschafter neigen dazu, das Wort wenigstens im Wemfall stark zu beugen (im Wesfall sagen aber auch sie noch „des Herzens"); in der Redensart aber, also in bildlicher Verwendung, kann man vorläufig in gutem Deutsch noch nicht anders sagen als „am Herzen".

31. 10. 46. Da erzählt eine Schriftleiterin unter dem Strich von van Gogh, sein Vater sei „in 1885" gestorben. Das ist englisch, aber deutsch sagt man einfach nicht so; man sagt „im Jahre 1885" oder setzt einfach die Jahreszahl: „Nach dem Tode des Vaters, 1855, mußte die Mutter ..." Das ist noch einfacher als die englische Form.

1. 11. 46. Über die Verhandlungen des Unterhauses wird aus London berichtet, die Briten möchten in der Abrüstungsfrage bloße taktische Schachzüge vermeiden, „die eine Macht auf Kosten der andern Mächte benachteiligen würde". „Würde" muß ein Druckfehler sein für „würden"; denn keine Macht der Welt wird Schachzüge benachteiligen, wohl aber können Schachzüge eine Weltmacht benachteiligen. Aber auch nach dieser Verbesserung bleibt ein Unsinn: gemeint ist genau das Gegenteil. Entweder wollte der Berichterstatter sagen: „Schachzüge, die eine Macht zugunsten der andern benachteiligen würden", oder dann: „Schachzüge, die eine Macht auf Kosten der andern begünstigen würden." Am selben Tage las man einen Bericht über den „Internationalen Concours hippique in Zürich", an dem „die vertretenen Pferde" von hervorragender Klasse gewesen sein sollen, an dem kein einziges „der 1939 vertretenen französischen und italienischen Pferde" mehr zu sehen war, was durchaus begreiflich ist, da sie sich ja offenbar schon 1939 vertreten lassen mußten. „Vertreten" heißt doch „für einen andern irgendwohin treten". Es wird heute soviel vertreten, daß das Wort seinen Sinn ins Gegenteil verkehrt hat und heute, wenigstens im Zeitungs- und Versammlungsdeutsch, den Sinn von „anwesend" angenommen hat.

2. 11. 46. Im Theaterbericht, also unter dem Strich, heißt es, man dürfe „den Dichter als Autor und eigener Darsteller" seiner Werke den deutschen Sacha Guitry nennen. Ist „eigener" hier vielleicht bloßer Druckfehler für „eigenen"? Verdächtig bleibt es; denn dieser falsche Werfall kommt merkwürdig häufig vor. (Am 20. 6. 46 wurde man z. B. belehrt über die sog. Cortaillodkultur, „die deutlich der östliche Aus-

läufer einer westeuropäischen Gruppe darstellt", während „die Nordschweiz der südlichste Abschluß des süddeutschen Gebietes ... der Hallstatterkeramik darstellt". Und was bildete am 8. 12. 46 der Rückzug der amerikanischen Marinesoldaten aus China? „Ein weiterer Grund für das amerikanische Desinteressement bildete er!" In diesen Fällen ist ein Druckfehler ausgeschlossen, da er sich ja auf je zwei Wörter erstrecken müßte.) Übrigens kommt am 7. 11. 46 auch das Umgekehrte (=n für =r) vor: Die demokratische Partei Amerikas sei in der Amtszeit Roosevelts immer mehr „von dessen beherrschenden Persönlichkeit" abhängig geworden; es muß natürlich heißen „beherrschender"; aber das Sprachgefühl reicht offenbar bei vielen Schreibern nicht bis in die äußersten Endungen hinaus!

4. 11. 46. Unsicherheit herrscht namentlich auch in den Endungen hauptwörtlich gebrauchter Eigenschafts- und Mittelwörter. Heißt es: „keine Beamte" oder „keine Beamten"? Beamte sind beamtete Personen. Sagt man: „keine gute Leute" oder „keine guten Leute"? Heute wird nach „keine" wie nach „alle" immer schwach gebeugt: „keine guten Leute". Wenn es irgendwo „keine gelehrten Leute" gibt, gibt es dort auch „keine Gelehrten", und wenn es dort „keine beamteten Leute" gibt, gibt es auch „keine Beamten". So lehrt und übt man es in der Primarschule. Aber da übersetzt man uns aus dem Englischen, es seien irgendwo „keine Regierungsbeamte" beteiligt. Die Häufigkeit solcher „Druckfehler" ist doch verdächtig.

7. 11. 46. Nach zwei „Ruhetagen" lesen wir am schon erwähnten 7. 11.: „Durch Vermittlung Marschall Sokolowskys, dem russischen Oberbefehlshaber" sei etwas geschehen. Daß der Beisatz (die „Apposition"), der doch im selben Fall stehen muß wie sein Beziehungswort, nach dem Wesfall gern in den Wemfall übergeht, kann man oft beobachten; falsch ist es aber doch; es muß natürlich heißen: „des russischen Oberbefehlshabers". – Geradezu rührend ist es aber, wie sich der Berichterstatter über eine Gemeinderatssitzung bemüht, ein ganz französisches Wort deutsch zu beugen, nämlich den unentbehrlich scheinenden Fachausdruck „Concours hippique", dem er aus urgermanischem Sprachgefühl heraus im Wesfall das =s der starken Hauptwörter anfügt, wenn er von den „Veranstaltern des kürzlichen Concours hippiques" spricht; (er meint natürlich: „des kürzlich abgehaltenen" Pferderennens.)

12. 11. 46. Nach ein paar weitern Ruhetagen geschieht etwas Wunderbares: Im Kantonsrat ist eine Motion eingebracht worden, laut der der Regierungsrat prüfen soll, wie den finanziell schwachen Gemeinden dringliche Schul- und andere Bauten ermöglicht werden können, „nachdem die Arbeitsbeschaffungsbeiträge vorläufig noch nicht fließen". „Nachdem vorläufig!" – wie macht man das? Das ist so schwer, wie etwas „bevor nachher" zu tun. Vollständig gesagt, ist es so gemeint: „Nachdem sich gezeigt hat, daß die Beiträge vorläufig noch nicht fließen" oder kürzer: „solange sie noch nicht fließen". Aber finanzschwachen Gemeinden sollte man auch noch zur Anstellung tüchtiger Lehrer verhelfen, „nachdem der Sprachunterricht vorläufig noch so mangelhaft ist".

13. 11. 46. Wieder ein falscher Beisatz wie am 7. 11.: Aus Tokio wird berichtet, General Mac Arthur empfange seine Besucher im 6. Stock „des Dai-Itschi-Gebäudes, dem palastähnlichen Steinmassiv einer Versicherungsgesellschaft". Der Wemfall scheint der Bequemfall zu werden. Der General beneidet die Schweiz, „deren soziale Einrichtungen und politischen Grundsätze" ihm wohlbekannt sind. Merkwürdig: nach „soziale" (richtig stark gebeugt) plötzlich „politischen" – warum auf einmal schwach? Druckfehler höchst unwahrscheinlich! – Unter dem Strich hat gewiß mancher gern den fesselnden Aufsatz über „die ältesten Hochkulturen" gelesen und dann mit Bedauern feststellen müssen, daß er nicht wußte, was Bukranien und Swastika sind und was Zikkurat. Es ist ja höflich, die Kenntnis so seltener Wörter dem Leser zuzutrauen, menschenfreundlicher aber wäre es, sie ihm gerade zu erklären und ihm das umständliche Nachschlagen im Lexikon zu ersparen. Aber viele Fachleute auf allen Gebieten können sich gar nicht mehr vorstellen, wie man so „ungebildet" sein kann, ihre Fachausdrücke nicht zu verstehen. – Am selben 13. (!) 11. aber geschah noch ein sprachliches Unglück: Über einen Aufsatz zum Andenken Pestalozzis lesen wir: „Konrad Zeller würdigt zuerst Pestalozzi als Christ, während die Jubiläumsreden und Schriften vor allem den Staatsbürger feierten." Wer ist nun der Christ, Zeller oder Pestalozzi? Grammatisch ist es Zeller, sonst müßte es ja heißen „als Christen"; logisch aber ist es Pestalozzi, den andere als „den Staatsbürger" gefeiert haben. „Christ" bezieht sich nicht auf den Satzgegenstand (Zeller), sondern auf die Wenfallergänzung (Pestalozzi). Man könnte vielleicht einwenden, das komme ja aufs selbe hinaus; denn

wenn Zeller Pestalozzi als Christ, d. h. vom christlichen Standpunkt aus würdige, würdige er ihn natürlich als Christen. Das ist hier ein glücklicher Zufall, doch kann man Nietzsche als Christ würdigen, nicht aber als Christen.

Genug für heute! Man kann ja sagen: Was bedeuten die paar Fehler und Ungeschicklichkeiten in der ungeheuren Masse gedruckten Stoffes dieser Zeitungen? Wenn in fast drei Wochen nicht mehr zu finden war, so stehe es gut. In der Tat: Es steht jedenfalls nicht schlecht. Aber wie sich das Moralische eigentlich von selbst versteht, sollte sich das sprachlich Richtige von selbst verstehen. Und dann sind diese paar Steine des Anstoßes dem Schriftleiter aufgefallen, obschon er in dieser Zeitung lange nicht alles gelesen und das Gelesene lange nicht so aufmerksam gelesen hat wie etwa Hesses „Glasperlenspiel". Der Soldat macht nach Reglement auf dem Marsche in der Stunde etwa 7000 Schritte; wenn er aber dabei nur ein einziges Mal an einen Stein stößt, ärgert er sich darüber doch mehr, als er sich über die andern 6999 Schritte freut. Das ist doch menschlich begreiflich, nicht wahr?

Eduard Engel hat recht: das Zeitungsdeutsch ist besser als sein Ruf, und unser schweizerisches Zeitungsdeutsch, wenn man ihm einige berechtigte Eigentümlichkeiten gewährt, zum mindesten nicht schlechter als das übrige. Aber warum es nicht grad noch besser machen? Wäre das so schwer?

Ein Engländer lehrt uns gutes Deutsch

Lindley Frazer, der aus dem Weltkrieg bekannte Sprecher am deutschen Dienst des englischen Rundfunks, hielt in Zürich einen Vortrag über England und die Zukunft Deutschlands. Der Inhalt des Vortrags geht uns hier nichts an; wohl aber das ausgezeichnete Deutsch, das Lindley Frazer sprach. Das war nicht nur gutes, es war reines, sozusagen fremdwortfreies Deutsch. Welcher deutschsprachige Redner hätte nicht von der englischen „Labour party" gesprochen? Lindley sprach von der „Arbeiterpartei". Und wem wäre es aufgefallen, wenn von den „Methoden" die Rede gewesen wäre, die England in Deutschland anwendet? Lindley sagte aber „Mittel". Ich habe mich nicht allein darüber gefreut, sondern war auch etwas beschämt und habe es als eine kleine Lehre betrachtet. H. B.